

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Kannst du schweigen, Margarethe

urn:nbn:de:bsz:31-62031

„Kannst du schweigen, Margarethe?“



Daß die Weiber schon von Eva's Zeiten her alle sehr neugierig sind, und noch schwächer, als neugierig, das ist — eine der schändlichen Verleumdungen, mit denen die Männer sich an den Frauen verjüngigen. An denselben Frauen, von denen Schiller singt:

„Sie flechten und weben,
Himmelsche Rosen in's irdische Leben.“

Etwelche gibt es freilich, die flechten — nur ihren Eignon, ein Haaranswuchs, für den unsere arme deutsche Sprache keinen Ausdruck hat, und was — nur Neze, um Gimpel darin zu fangen; und was die Rosen betrifft, so sind die Dornen daran die Hauptsache. Doch das sind Ausnahmen. Ist doch kürzlich in einer Kaffeestube bei der Frau Adjunktin auf das Klarste bewiesen worden, nicht die Weiber, sondern die Männer seien neugierig und schwachhaft, und was den Apfelschnitt im Paradies betreffe, so wäre das Unglück gar nicht passiert, wenn nicht Herr Adam so gar arg neugierig gewesen wäre, zu untersuchen, was denn die Eva in ihrem Strickbeutel habe, und wenn auch die Eva den rundlichen Gegenstand, — der allerdings keine Strickfugel, sondern der bekannte Apfel der Erkenntniß war, — mit ihrem Gemahle getheilt hat, wie es eigentlich auch ihre Pflicht war als brave Frau, so würde nach der Bagatelle kein Hahn gekrächzt haben, wenn der Adam, der einfältige Schwäger, es nicht ausgehandelt hätte. Wir sähen heute noch im Paradies, hätten uns weder um Schneiders- noch um Putzmacherrechnungen zu kümmern, und die Kinder schülterten wir nur so von den Bäumen wie die Borsdorfer Aepfel. Und daß wir diese paradiesische Glückseligkeit entbehren müssen, daran sei allein nur der Adam schuld und nicht die Eva, und die Bibel gehöre in dieser Beziehung einer Revision unterworfen. Der Hintende wagt in dieser delikaten Sache kein Urtheil zu fällen, denn er ist als Mann ein wenig besangene, aber eine Geschichte will er erzählen — er hat sie vom Rößlewirth in Schlaheim — dann mag der geneigte Leser selber urtheilen.

In einem kleinen Landstädtchen, das Schlaheim heißen mag — den wahren Namen darf der Hintende nicht verrathen, denn er möchte es mit der Frau Bürgermeisterin und mit der Frau Rößlewirthin nicht verderben — stand ein Bürgermeister der Gemeinde vor, mit Weisheit und Einsicht, wie es einem Bürgermeister geziemt, und hatte außer diesen schätzbaren Eigenschaften eine noch schätzbarere Eigenschaft, nämlich eine brave und tüchtige Hausfrau. Und brav und tüchtig war sie, die Frau Bürgermeisterin, das mußten ihr selbst ihre Freundinnen lassen, und keine Frau im Städtchen verstand es, so gute Leberknöpfe mit Sauertraut zu machen und einen so feinen Faden zu spinnen, wie die Frau Bürgermeisterin, und kein Mann hatte so blüthweiße Hemden und so feisgesärrte Hemdentragen bis unter das Ohrklappchen, wie der Herr Bürgermeister. Aber . . . wo ist der Mensch, dessen Tugenden man kein „Aber“ anhängen kann? Eine Frau Bürgermeisterin ist so zu sagen auch ein Mensch, und was speciell die unsere betrifft, so wurde ihr von der bösen Männerwelt auch ein „Aber“ angehängt, und bestand dieses in dem höchst ungerechten Vorwurfe der Neugierde und Schwachhaftigkeit. Wenn sie ein Geheimniß witterte — so sagten diese schändlichen Verleumder — so fände sie keine Ruhe, bis sie es habe, und wenn sie es habe, so ruhe sie wieder nicht eher, als bis sie es wieder los habe. Wie sehr verkannt wurde diese würdige Frau! Wenn sie sich um die Angelegenheiten ihres Mannes kümmerte und nicht dulden wollte, daß er Geheimnisse vor ihr habe — war das Neugierde? Nein, es war

keine Neugierde, sondern sie wollte es nur wissen; es war Wißbegierde. Sie hatte ja auch keine Geheimnisse vor ihm. Und wenn sie es nun wußte und theilte es unter dem Siegel der allertiefsten Verschwiegenheit ihrer allerintimsten Freundin, der Frau Rathschreiberin mit — war das Schwachhaftigkeit? Nein, es war keine Schwachhaftigkeit, es war nur Freundschaftspflicht; denn das wären saubere Freundinnen, die Geheimnisse vor einander haben. Und was konnte die Frau Bürgermeisterin dafür, wenn ihre allerintimste Freundin, die Frau Rathschreiberin auch wieder eine allerintimste Freundin, die Frau Accisforin hatte, und die Frau Accisforin wieder eine intime Freundin, die Frau Rößlewirthin, und die Frau Rößlewirthin wieder eine, die Frau Lehrerin, und so fort; und wenn dann diese weiblichen Telegraphenstangen einander die Geheimnisse zuwarfen und mit Gedankenschnelle in Circulation setzten, konnte da die Frau Bürgermeisterin etwas dafür? Nein, sie konnte nichts dafür, sondern im Gegentheil. Das Schlimmste aber war, daß der Herr Bürgermeister selbst in dem Wahne besangen war, seine bessere Hälfte sei eine solche Telegraphenstange — die runde, behäbige Frau Bürgermeisterin eine Telegraphenstange — und daß er sich wohl hütete, seiner Frau irgend etwas mitzutheilen, wenn es nicht in der nächsten Stunde im ganzen Städtchen bekannt sein durfte. Daß die Frau Bürgermeisterin mit dieser „Geheimnißbureau“ ihres Mannes sehr unzufrieden war, ist begreiflich, und als erfahrene Frau sagte sie mit vollem Rechte: „Wenn Ihr so auf dem Rathhause bei einander sitzt und denket an nichts, und rathet in den blauen Nebel hinein, da wäre es wohl gut, Ihr hättet vorher daheim eure Weiber befragt, und es stände besser mit der Gemeinde, wenn Ihr es thätet, und die Gänseweide wäre nicht so dicht neben der Kirche, daß man bald nicht mehr weiß, predigt der Pfarrer oder der Gänsehirt, und der Kuhhirt hätte auch schon längst ein neues Horn, und . . .“

„Halt's Maul“, sagte dann der Herr Gemahl. Er konnte auch grob sein, der Herr Bürgermeister, so ein guter Mann er auch sonst war, aber in seine Amtsgeschäfte durfte man ihm nicht hineinreden.

Eines Tages blieb das Oberhaupt der Stadt ganz außergewöhnlich lange auf dem Rathhause. Schon zweimal hatte die Frau Bürgermeisterin die Suppe auf den Tisch gestellt und zweimal wieder in die Küche getragene. „Sie wird mir eiskalt; und die gebrägelten Knöpfe werden auch verrozen, und der schöne Kalbsbraten schnurrt mir zusammen“, seufzte sie. „Was mögen sie heute nur haben auf dem Rathhause? Es muß was Wichtiges sein! — Endlich!“ rief sie und schoß in die Küche hinaus, um die Suppe zum drittenmale herein zu tragen, denn sie hatte durch die Fensterscheiben ihren Gemahl gesehen, wie er eben um die Ecke bog. „Aber Gott, wie langsam macht er heute. Der Rathschreiber ist bei ihm und der Rößlewirth, und alle Augenblicke bleiben sie stehen und gestikuliren mit den Händen. Und was der Christian für ein ernstes Gesicht macht. Es muß etwas ganz Apartes sein.“

Jetzt endlich hörte man seinen Tritt auf der Haustur und die Frau Bürgermeisterin nahm hastig einen Strickstrumpf und setzte sich an's Fenster, den Rücken halb der Thüre zugewendet, mit dem festen Entschlusse, diesmal ein wenig zu schmollen. „Vielleicht bringe ich's eher heraus“, dachte sie.

Der Herr Bürgermeister trat in die Stube, stellte Hut und Stock in die Ecke, langte die Zispelmilche vom Nagel und setzte sich zu Tische. — „Margarethe, komm, mich hungert.“

Die Frau rührte sich nicht.

„Hörst du mich nicht, Frau, oder was hast du?“

„Was ich habe?“ fuhr jetzt die Bürgermeisterin auf, „ein

verdorbenes Essen habe ich. Ist das auch eine Art, Christian, so lange auf sich warten zu lassen?"
"Komm, setze dich", sagte der Herr Christian begütigend, "das Essen ist gar nicht verdorben; komm, setze dich, Alte. Es war halt ein wichtiger Fall, weißt du, und da kann man nicht gerade so, wie man will."

"So? Ein wichtiger Fall?" sagte die Frau Bürgermeisterin und füllte den Teller ihres Mannes mit Kartoffelsuppe — "darf man vielleicht . . .?"

"Nein, man darf nicht", entgegnete der Eheherr kurz, und wischte sich den Mund am Taschentuch. "Bringe jetzt den Braten!"

Heute war mit dem Schmollen nichts zu machen, das fühlte die Frau Bürgermeisterin augenblicklich, der Herr Gemahl war heute so kurz, es mußte also wirklich ein höchst wichtiger Fall sein. "Probieren wir's beim Braten auf die andere Manier." Als Frau Margarethe den duftenden braunen Braten auf den Tisch setzte, strahlte ihr rundes Gesicht von Freundlichkeit — sie war noch eine ganz nette appetitliche Frau, die Frau Bürgermeisterin — und ihre Augen glänzten so helle und ihre Lippen waren so roth, der Herr Bürgermeister schaute seine Frau mit wahren Vergnügen an; so hatte er sie schon lange nicht mehr gesehen, u. wirklich schwankte er auch zwischen dem Braten und seiner Frau, welche von beiden er verspeisen wolle, den Braten vor Hunger, oder die Frau vor Liebe. Nach kurzem Kampfe entschied er sich für den Braten, denn es war Kopfsalat dabei mit Eiern darauf, und zog die Bratenschüssel an sich heran. "Warte, ich schneide dir vor, lieber Christian," sagte die Frau.

Lieber Christian — der Herr Bürgermeister schaute überrascht empor, denn einen Lieben Christian hatte er schon lange nicht mehr zu hören bekommen.
"So, und nun noch dieses Stückchen Niere, und fiele diese goldgelben Herzchen im Kopfsalat und . . ."
"Noch lange nicht so goldgelb wie meines", sagte der Herr Bürgermeister galant und spießte drei von den goldgelben auf die Gabel.
"Du mußt recht Hunger haben", sagte Frau Margarethe und rückte ihren Stuhl näher zu ihrem Manne.
"Ja wohl", sagte dieser und schob ein viertelpfündiges Stück Nierenbraten in den Mund, "teufelmäßig Hunger! Diese verfluchten Sitzungen."
"Und so seid Ihr denn recht hinter einander gewesen?" fuhr sie fort und rückte wieder ein wenig näher.
"Ja, wohl, es ging hitzig her, und namentlich der Möhlewirth, der wollte gar nichts davon wissen."
Die Frau Bürgermeisterin war jetzt ihrem Gemahle ganz nahe gekommen und hatte ihre fette Hand schmeichelnd auf seine Schulter gelegt. "So, der Möhlewirth, freilich der. Und von was wollte der eigentlich nichts wissen?" — Jetzt aber ließ der Herr Bürgermeister Messer und Gabel sinken und die etwas starke Taille seiner Frau umfassend,



"So? ein wichtiger Fall?" sagte die Frau Bürgermeisterin.

sagte er mit schelmischem Lachen: "So, so, von was also der Möhlewirth nichts wissen wollte, das möchtest du gerne wissen? Und darum bist du so lieb und zärtlich heute?"

"Nein, nein", rief die Frau Margarethe eifrig, "nicht heute nur, ich werde es mein ganzes Leben über sein. Aber du mußt auch Vertrauen zu mir haben, zu mir, die ich die Verschwiegenheit selber bin. Lache nicht, Christian, ja, die Verschwiegenheit selber. Setze mich einmal auf die Probe — Eheleute sollen ohnedies keine Geheimnisse vor einander haben, hat der Herr Pfarrer gesagt — setze mich auf die Probe, nur dies eine Mal, du guter, lieber Herzens-Christian, und wenn ich die Probe nicht halte, so . . ."

"So willst du mich niemals mehr fragen, was wir auf dem Rathhause verhandeln?" fiel lachend der Herr Bürgermeister ein.

"Niemals mehr!"

"Hand darauf?"

"Hand darauf!"

"So höre also", sagte der Herr Bürgermeister, aber der Schelm zuckte ihm um die Mundwinkel. "Aber kannst du auch wirklich schweigen, Margarethe?"

"Christian", sagte die Frau Margarethe, die vor Aufregung zitterte, in vorwurfsvollem Tone.

"Nun wohl, ich will dir trauen. Sehe aber erst nach, ob Niemand vor der Thüre horcht und schließe ab. So; jetzt setze dich neben mich. Aber hörst du? Schweigen! denn wenn du plauderst, so gibst es einen Morbetspektakel und du bist blamirt obendrein!"

Die Frau Bürgermeisterin hatte sich dicht vor ihren Mann gesetzt und schaute ihm erwartungsvoll in's Gesicht.

"Es handelt sich um den Bachmeier."

"So, um den? Was wollt ihr denn mit dem Lumpen anfangen?"

"Nun, ein Lump ist er doch so eigentlich nicht. Der arme Teufel hat nichts zum Berlumpen. Eben deswegen wollen wir ihm ein Amt geben, das seinen Mann ernährt und zu dem er die Geschicklichkeit hat. Er kommt sonst auf keinen grünen Zweig und die Gemeinde hat ihre Unkosten mit ihm."

"Und was für ein Amt wollt ihr ihm geben, dem lockeren Zeisig?" fragte die Frau Bürgermeisterin begierig.

"Es ist ein ganz anständiges Amt. Freilich viel Nachwache dabei, dafür darf er sich aber auch hören lassen in der Gemeinde. Wenn er sich gut hält und es namentlich mit den Weibern nicht verdirbt, so kann er etwas vor sich bringen."

"Du meinst doch nicht Gänshirt? denn dem kann man keine Gans anvertrauen."

"Ei warum denn nicht? Freilich kann man. Aber Gänshirt wird er deswegen doch nicht, sondern. Aber kannst du auch gewiß schweigen? Margarethe, bedenke!"

"Christian, wenn du nicht willst, daß mich der Schlag treffe, so schließe los, ich halte es länger nicht mehr aus."

Der Herr Bürgermeister stand von seinem Stuhle auf schaute sich vorsichtig um, näherte sich dem Ohre seiner Frau und flüsterte ein einziges Wort. —

Nur ein einziges Wort, aber es war wie die Lunte in ein Pulverfaß, obgleich bei der Frau Bürgermeisterin der Vergleich mit einem Butterfaß viel richtiger wäre. Erst fuhr sie in die Höhe wie von einer Stahlfeder empor geschmettelt, dann stemmte sie die Arme in die Seite, dann wurde sie kirschroth im Gesicht, und dann explodirte sie. —

„Wa — was! der Bachmeier! der Lump, der Kerleckerle, der Saufaus, der“

„Na, na, lieber Schatz,“ beschwichtigte der Bürgermeister, „was rumorst du so? Der Bachmeier wird ganz recht; das Nachtwachen ist er gewöhnt, eine sanfte Stimme hat er auch, schicken wir ihn noch ein halbes Jahr in die Lehre, so ist er ferm und kann seinen neuen Dienst antreten.“

„Nein, nein, und abermals nein!“ schrie Frau Margarethe, „lieber soll das Menschengeschlecht aussterben.“

„Was ist da so Merkwürdiges?“ sagte der Herr Bürgermeister und griff nach Hut und Stock. „In großen Städten weiß man gar nichts Anderes, und gar in Amerika . . . Kurzum, der Bachmeier bekommt den Dienst, und damit Hollah. Es ist Gemeinderathsbeschluss!“

„Gemeinderathsbeschluss!“ ästete die erboste Frau. „Wo gibt es einen Unsinn, den der Gemeinderath noch nicht beschloffen hätte.“

„Ja, geh' nur Christian, geh' nur,“ rief sie dem Bürgermeister nach, der bereits seinen Rückzug angetreten hatte, „aber dieser Gemeinderaths-

Beschluss soll dir gebensken! Gemeinderathsbeschluss! Ha, ha, ha! Der Bachmeier! Ha, ha, ha!“ Nachdem die Frau Bürgermeisterin in steigendem Distanz

alle fünf Vokale durchgelacht hatte, brach sie in Thränen aus, dann lachte sie wieder, dann versiel sie in einen Schluchzertampf, dann kam sie wieder zu sich und schließlich setzte sie sich an den Tisch und ließ ihren Grimm an dem Kalbsbraten aus, worauf ihre Gefühle sich so weit beruhigten, daß sie ihre Morgenhaube in eine Ecke werfen, ihre Staatshaube aufsetzen und mit der Geschwindigkeit von 10 Knoten die Treppe hinunter segeln konnte. Als sie unter der Hausthüre an ihrem Mann vorüber schoß, sagte dieser: „Margarethe“ und legte den Finger auf die Lippen, „du kannst doch schweigen, Margarethe?“

* * *

Schon am folgenden Tage konnte man eine auffallende Bewegung in dem Städtchen wahrnehmen. An den Brunnen und auf dem Markte bildeten sich festig gestultrende weibliche Gruppen. Die Männer beklagten sich über versalzene Suppen und verbrannte Braten und unfreundliche Gesichter von Seiten ihrer Weiber. Dem Bachmeier, als er Abends im „Röfle“ einen Schoppen trinken wollte, hatte die Frau Röflewirthin die Thüre gewiesen, und er sollte sich nicht mehr unterstehen, ihr unter

der Augen zu kommen. Das war Montag. Am Dienstag war die Aufregung noch gestiegen. Bei der Frau Rathschreiberin wurde das Freitags-Kaffeekränzchen schon heute gehalten und soll es dort sehr stürmisch zugegangen sein. Dem Bachmeier sein Schatz in der Blumengasse hatte ihm an diesem Tage die Liebe und die Ueberbleibsel aus der Küche ihrer Herrschaft aufgekündigt, und in der Wivengasse war ihm ein Kübel Spießlicht über den Kopf geschüttet worden.

Am folgenden Tage, Mittwoch, war Gemeinderaths-sitzung. Die Väter der Stadt waren unter dem Vorsitze des Bürgermeisters versammelt, um über das Schicksal des Bachmeier endgiltig zu entscheiden und eben hatten sie einmüthlich beschloffen, dem Bachmeier das Gemeindevorstand zu übertragen — da erhob sich draußen auf der Treppe ein ungewöhnlicher Lärm, die Thüre wurde aufgerissen, und von der Frau Bürgermeisterin, der Frau Rathschreiberin und der Frau Röflewirthin angeführt, ergoß sich ein Schwarm lärmender, schreiender und scheltender Weiber in den Rathssaal.

„Und wir leiden's nicht.“ „Und es darf nicht geschehen.“ „Es ist Schande und Spott!“ der Bachmeier, der Lump, darf nicht angestellt werden!“

„Aber, meine Damen,“ rief der Bürgermeister und erhob beide Hände, „was soll der Ueberfall. Worüber haben Sie sich zu beschwerten? Warum soll der arme Bachmeier nicht angestellt werden?“

„Weil wir es nicht haben wollen“, schrie die Frau Bürgermeisterin und stieß mit ausgestrecktem Zeigefinger ihren Herrn Gemahl auf den Bauch. „Wir Weiber dulden es nicht, und wenn zehn Gemeinderäthe kommen, es darf nicht sein, da muß sich das Oberamt drein legen!“

Jetzt nahm der Rathschreiber das Wort, denn der Bürgermeister kämpfte offenbar vor unterdrücktem Wachen mit einem Erstickungsanfall. „Der Bachmeier ist angestellt und bleibt angestellt, das Oberamt hat ihn selbst zu der Stelle empfohlen.“

„Schändlich! Niederträchtig! Unerbört!“ schrien die Weiber durcheinander, und die Frau Rathschreiberin nahm gegen ihren Gemahl eine so drohende Haltung an, daß dieser gerathen fand, sich hinter dem Stuhl des Vorsitzenden in eine uneinnehmbare Position zu versetzen.

„Ihr Satans-Weiber“, schrie jetzt der Röflewirth jornig, „reitet euch der leibhaftige Teufel? So nehmet doch Verstand an! Euch kann es doch, hol' mich der und jener, einerlei sein, ob ihr in eurer Nachtruhe durch den Bachmeier oder durch einen andern gestört werdet.“

Diese kräftige Ansprache des Röflewirths hatte keineswegs die beabsichtigte Wirkung. Die Weiber schrien und tobten nur noch ärger. „Wir wollen uns durch gar Niemand in unserer Nachtruhe stören lassen, als von unserer alten Kadel; mit unserer Kadel leben und sterben wir, dem Bachmeier aber fragen wir die Augen aus und wenn er des Königs Leibphysicus selber wäre.“

„Macht mich nicht toll“, schrie der Röflewirth und hielt sich die Ohren zu, „was hat denn der Bachmeier und



Und stieß mit ausgestrecktem Zeigefinger ihren Herrn Gemahl auf den Bauch.

Ho
ent
ist
ein
die
ian,
auf
isse
ter,
ist
auf
Ber
mit
lagte
ergr
uttes
roor
ont.
ich
men.
nach
in der
und
So;
neben
den?
wenn
überst,
Wort
ein
einmal
Ingers
e sich
Namen
haupte
gehoill
ich nun
wessen
Der
wegen
würde
haupte
re Wan
dem
gierig.
Nacht
Nen in
unzufried
vor sich
kann
aber
wird!
Schlag
aus.

die Kadel mit einander zu schaffen? Die Kadel ist Hebamme und der Bachmeier wird Nachwächter, da heißt keine Maus einen Faden davon!

„Wie, was? Die Kadel . . .?“

„A! Hebamme!“

„Und der Bachmeier . . .?“

„Wird Nachwächter, so ist der Gemeinderathsbeschluss.“

„Aber“, freisichten die Weiber durcheinander, „aber die Frau Bürgermeisterin hat doch gesagt . . .“

„Ja, ich habe es gesagt“, schrie die Frau Bürgermeisterin, „und mir hat es mein Mann gesagt!“

„Was habe ich gesagt?“ rief der Herr Bürgermeister in komischem Tone.

„Du hast gesagt!“

„Er hat gesagt!“

„Sie hat gesagt!“ schrien die empörten Weiber. „Der Bachmeier soll den Hebammendienst bekommen“, hat er gesagt!“

Der ganze Gemeinderath brach in ein schallendes Gelächter aus. „Es ist ein Mißverständniß, meine Damen, meine Frau hat mich nur falsch verstanden“, rief der Herr Bürgermeister in den Lärm. „Gehen Sie beruhigt nach Hause. Die alte Kadel bleibt Hebamme; der Bachmeier aber bekommt den Nachwächterdienst!“ Seiner Frau aber sagte er in's Ohr: „Ich habe nur sehen wollen, ob du Schweigen kannst, Margarethe!“

Die Frau Bürgermeisterin konnte ihrem Manne den Streich lange nicht vergessen, und so oft der Bachmeier in seiner neuen Würde vor des Bürgermeisters Fenster in's Horn stieß und mit einem angenehmen Tremulant sein:

„Loofet, was i euch will sage:

D' Glock' het Delfi g'schlage!“

herunter sang, stieß die Frau Bürgermeisterin in ihrem Bette einen Seufzer aus und drehte sich schmolend gegen die Wand. Nur noch ein einziges Mal versuchte sie es, in die Dienstgeheimnisse ihres Mannes einzudringen, versuchte aber auf immer, als dieser sie lachend fragte: „Kannst du Schweigen, Margarethe? — denk' an den Bachmeier!“

Diese Geschichte hat der Hinkende Vote erzählt zum Nutzen und Frommen von Bürgermeistern, die Frauen haben, von denen die böse Welt sagt, sie seien neugierig. „Kannst du Schweigen Margarethe?“ — Probatum est.

Noch ein Neunundneunziger.



„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
„In Eurem Bunde der Dritte.“

Und zwar ist diesmal der Dritte im Bunde kein Tyrann von Syrakus, sondern ein Leimsieder. Bekanntlich hat der Hinkende Vote in seinem 1863er Kalender dem Bürgermeister und dem Rathschreiber auseinander erklärt, warum die Apotheker 99er heißen. Bald darauf hat ein anderer Schlaupfopf herausgebracht, daß auch, und zwar aus demselben Grunde, die Bierbrauer 99er sind. Zwar, daß die Bierbrauer heutzutage keine Bierbrauer mehr, sondern Apotheker sind, und statt Bier Mixturen brauen, das war leider nichts Neues mehr, und neu war nur das Additions-Exempel, mit welchem den Bierbrauere ihre Neunundneunziger-Würde nachgewiesen wurde. Nun aber ist ein Pfiffikus dahintergekommen, daß die Apotheker und Bierbrauer noch einen Neunundneunziger-Collegen haben, nämlich, daß die Leimsieder auch 99er sind, und das ist doch wirklich merkwürdig.

Apotheker, Bierbrauer und Leimsieder, ein hübsches Triumvirat, um die Menschheit von ihren irdischen Leiden zu befreien, die Tauben hätten sie nicht hübscher zusammentragen können. Und nun wollen wir zum ewigen Angebenken und als abschreckendes Beispiel diese drei 99er hübsch nebeneinandersehen. Ist nämlich:

a = 1	f = 6	k = 11	o = 15	s = 19	w = 23
b = 2	g = 7	l = 12	p = 16	t = 20	x = 24
c = 3	h = 8	m = 13	q = 17	u = 21	y = 25
d = 4	i = 9	n = 14	r = 18	v = 22	z = 26
e = 5	j = 10,				

so hat man für den

Apotheker.	Bierbrauer.	Leimsieder.
A = 1	B = 2	L = 12
p = 16	i = 9	e = 5
o = 15	e = 5	i = 9
t = 20	r = 18	m = 13
h = 8	b = 2	s = 19
e = 5	r = 18	i = 9
k = 11	a = 1	e = 5
e = 5	u = 21	d = 4
r = 18	e = 5	e = 5
Summa 99	r = 18	r = 18
Summa 99	Summa 99	Summa 99

Quod erat demonstrandum. — So! Nun aber bitten wir die Herren Rechenkünstler inständig, sich ja nicht weiter zu bemühen, sie bringen sonst noch einen 99er heraus, und wir haben gerade genug an diesen dreien. —

Gut heimgesgeben.



„Deine Ohren sind ja für einen Menschen viel zu lang“, neckte ein Witzbold einen guten Freund, der wirklich etwas lange Ohren hatte.

„Und deine für einen Esel zu kurz“, war die treffende Antwort.